

Felsbilder im Karakorum

In den Hochgebirgen Pakistans, nordwestlich vom Nanga Parbat, haben Einheimische und Durchreisende Tausende von Felsbildern und Inschriften geschaffen. Sie zeigen ein bisher unbekanntes Zentrum buddhistischer Kunst und Kultur, eine Station am Weg über die „hängenden Übergänge“, von denen schon die frühesten chinesischen Quellen berichten.

Von **Karl Jettmar**

Unter dem attraktiven und treffenden Titel „Fremde Teufel an den Seidenstraßen“ berichtete ein englischer Journalist, Peter Hopkirk, von den Forschungen, die den damals führenden europäischen Nationen erstmals vor und während des Ersten Weltkriegs in Ostturkestan gestattet wurden. Der Wetteifer von Engländern und Franzosen, Russen und Deutschen löste einen Rausch des Entdeckens und Bergens aus, bei dem ganze Karawanenladungen von unschätzbaren Kulturgütern abtransportiert wurden – Manuskripte, Plastiken, ja ganze Wandbilder, die man aus Höhlen und Kultbauten herausgelöst hatte. Spät, aber erfolgreich, beteiligten sich auch Japan und die Vereinigten Staaten an dem Run.

Auf dem Fundus dieses Raffens und Sammelns basiert fast unser gesamtes Wissen von der Kulturlüte Zentralasiens im ersten nachchristlichen Jahrtausend. Sonst nirgends belegte Kunststile, 24 Schriften und 17 Sprachen konnte man feststellen, Dokumente längst verschwundener Völker und erloschener Religionen, bewahrt in der extremen Trockenheit des Tarimbeckens und geschützt durch die Rückständigkeit, der nach dem Ende des Verkehrs auf den Seidenstraßen die einst blühenden Oasenstädte anheimfielen. (Der Ausdruck „Seidenstraßen“ wurde übrigens erst Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Geographen Ferdinand von Richthofen geprägt; so nannte er nach dem wichtigsten Handelsgut die Karawanenwege zwischen China und dem Westen, die mit dem Aufblühen der Hochseeschifffahrt ihre internationale Bedeutung verloren.)

Das Aufarbeiten des damals gesammelten Materials hat die Gelehrten über

Jahrzehnte beschäftigt – genau genommen bis zum heutigen Tag. Man konnte es daher fast verschmerzen, daß seither kaum neue Primärquellen zugänglich geworden sind.

Auch für die Zukunft sind die Hoffnungen gedämpft. Die Chinesen betrachteten schon immer die Schatzgräberei der „fremden Teufel“ mit größtem Mißtrauen; die Chinesische Volksrepublik sieht die Rettungsaktionen als kolonialistische Ausplünderung an, obwohl es sich nur zum geringsten Teil um chinesisches Kulturerbe handelte und die Einheimischen mit den verbliebenen Resten unglaublich brutal umgegangen sind. China will sich heute den Zugriff sichern, muß aber die nötigen Fachleute erst ausbilden.

Neues Material zur Geschichte der Seidenstraßen hat bisher hauptsächlich die sowjetische Forschung erbracht. In Usbekistan hat man die Stammsitze sogdischer Adelssippen ausgegraben, in deren Händen einst die Organisation des Fernhandels lag. Erhalten gebliebene Wandgemälde zeigen uns Götter und Helden, Mythen und Legenden der fürstlichen Kaufleute. Im Königspalast von Samarkand fand man das stolze Ereignis in der Geschichte der Dynastie dargestellt: das Eintreffen einer kaiserlichen Prinzessin aus dem fernen China als Braut des Herrschers. Gesandtschaften aus vielen Ländern, selbst aus Korea, erscheinen zur Gratulation.

Einen weiteren Beitrag zur Aufklärung des transasiatischen Verkehrssystems liefern nun allerdings auch seit 1979 Forschungen in den Hochgebirgen Nordpakistans, zwischen dem Nanga Parbat und den Hauptketten von Hindu-kusch und Karakorum.

Der Weg über die „hängenden Übergänge“

Daß das westlichste Tal des Himalaya-Systems trotz der dichtesten Ballung höchster Gipfel auf engstem Raum von Pfaden durchschnitten wird, die das Tarimbecken mit dem Nordwesten des indo-pakistanischen Subkontinents verbinden, wußte man längst – die Europäer allerdings erst seit dem 19. Jahrhundert durch die Übersetzung chinesischer Chroniken und Pilgerberichte.

Die älteste Beschreibung der kürzesten Route bezieht sich auf die Verhältnisse vor mehr als 2000 Jahren. In der Geschichte der älteren Han-Dynastie heißt es, daß nur eine wohlbewaffnete Truppe den Übergang wagen darf; es sei mit räuberischen Überfällen zu rechnen. In bezug auf Transporttiere und Verpflegung sei man auf die barbarischen Bergstaaten angewiesen, sie könnten und wollten häufig nicht helfen. Dann müßten Mensch und Tier nach zehn oder zwanzig Tagereisen in den Einöden ret-

Bild 1: Felsbild des Buddha auf einem Lotos unter dem Baum der Erleuchtung – überraschend an diesem kunstvoll ausgeführten religiösen Motiv ist der Fundort: Thalpan Bridge am Oberlauf des Indus. Gerade an einer der schwierigsten Passagen der alten Seidenstraßen ist eine Art Freilichtmuseum von Ritzzeichnungen und Graffiti entstanden, das – in der Außenwelt bislang unbekannt – nahezu vier Jahrtausende Kulturwandel und Verkehr in diesem westlichsten Tal des Himalayasystems dokumentiert; heute treffen in dieser Region fünf Staaten – Pakistan, Afghanistan, Sowjetunion, China und Indien – zusammen. Die rund zwei Meter hohe Darstellung mit Weihe-Inschrift und Stupa stammt nach den Befunden des Autors aus dem 6. oder 7. Jahrhundert.



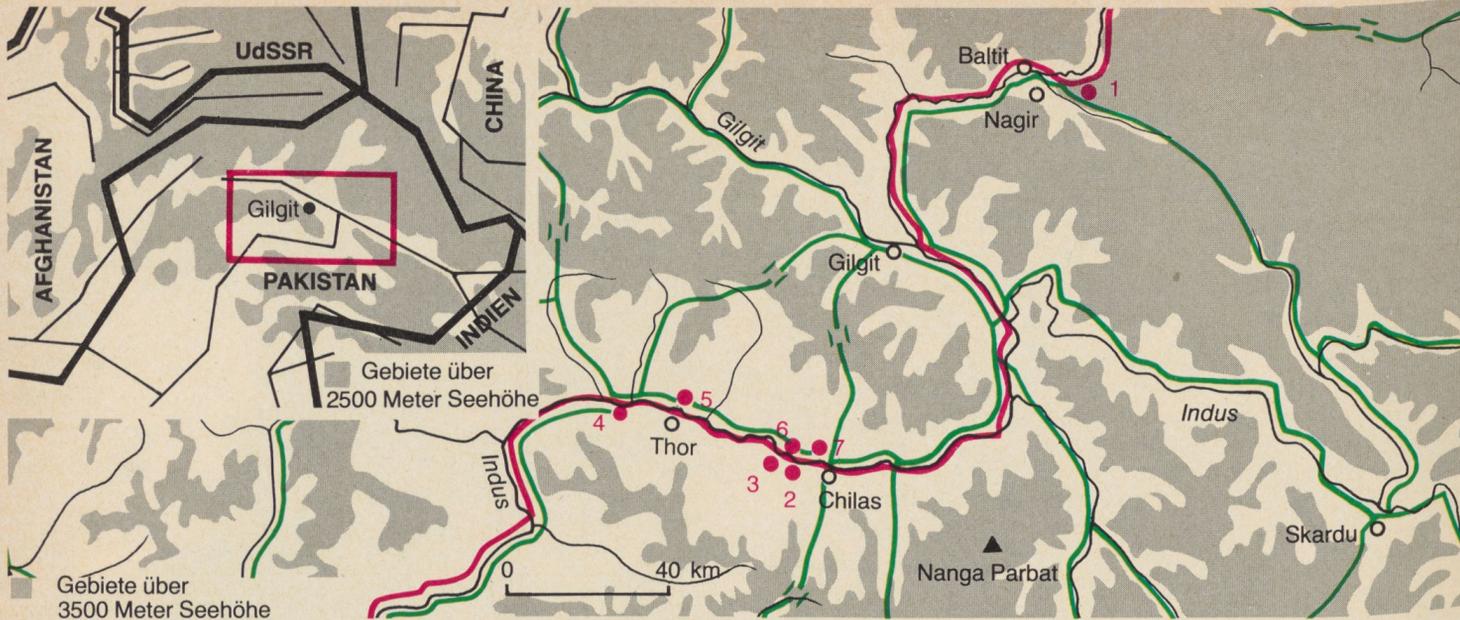


Bild 2: Im Hochgebirge Pakistans konnte der Autor seit dem Bau des Karakorum Highway (rot; traditionelle Verkehrswege grün) an den Felsen des Industals mehr als 10 000 Ritzzeichnungen und rund 1000 Inschriften aufnehmen. Die wichtigsten Fundorte sind Hunza-Haldeikish (1), Chi-

las I (2), Chilas II (3), Shatial Bridge (4), Thor (5), Hódar (6) und Thalpan (7). Die jüngsten Graffiti stammen von chinesischen Baubataillonen, die zwischen 1974 und 1978 die moderne Straße anlegten, dabei allerdings auch etliche der Felsblöcke mit Kulturzeugnissen beiseite räumten.



Bild 3: An der Station Hunza-Haldeikish sind Felsbilder und Inschriften aus der Zeit vom 2. bis 6. Jahrhundert, also aus der ersten Hälfte der buddhistischen Periode, an den Felsen zwischen Karakorum Highway und Hunzafluß erhalten — zumeist auf der Seite, die der Straße

zugewandt ist. Sie waren beim Bau der Rollbahn besonders gefährdet: Die leicht erreichbaren Felsen sollten, da sie Rubine enthalten, gesprengt werden. Oberhalb davon lag ein Arbeiterlager der Chinesen; dennoch fanden die Inschriften, selbst chinesische, keine Beachtung.

tungslos verhungern. Schier endlos seien die Hindernisse. Zunächst führe der Weg über die Berge vom „Großen Kopfweh“ und vom „Kleinen Kopfweh“, dann über die Hänge der „Roten Erde“ und des „Körperfiebers“ – Hitzeschauer schütteln den Menschen; er hat keine Farbe mehr, der Kopf schmerzt, Erbrechen stellt sich ein. Auch Esel und andere Tragtiere leiden. Dann kommen die „Drei Teiche“ und die „Großen Felsabstürze“ mit einem Pfad, der nur einen Fuß und sechs oder sieben Zoll breit ist. Über 30 Li (etwa 12 Kilometer) zieht sich die Engstelle hin über einem Abgrund, dessen Tiefe unermesslich ist. Reisende, die hier zu Pferd oder Fuß unterwegs sind, halten sich aneinander fest oder sichern sich gegenseitig mit Seilen. Erst nach einer Reise von 2000 Li erreicht man den „Hängenden Übergang“: Wenn hier Tiere ausgleiten, dann genügt bereits die Hälfte des Sturzes in die gährende Kluft, um sie zu zerschmettern. Menschen vermögen dort einander nicht zu helfen. Die Gefährlichkeit dieser Schluchten spottete jeder Beschreibung.

Chinesische Reisende, die sich seit dem Ende des 4. Jahrhunderts auf den gleichen Pfaden entlangquälten, hatten zwar ebenfalls unter der Höhenkrankheit zu leiden, die so eindrucksvoll beschrieben wurde, und schauderten nicht weniger vor den Abgründen. Aber sie fanden eine weit günstigere „Infrastruktur“: Jene Gemeinwesen, die der frühe chinesische Bericht euphemistisch „Staaten“ nennt (sie hatten nur wenige hundert Einwohner), waren inzwischen zum Buddhismus bekehrt worden. Iranische, kulturell aber stark von Indien beeinflusste Dynastien hatten sie zu größeren Einheiten zusammengefaßt. Herrscher und Adel förderten nicht nur den Handel, sondern auch das Pilgerwesen in dem Bestreben, selbst fromme Verdienste zu erwerben. Das kam nicht nur Missionaren aus Indien, sondern ebenso chinesischen Mönchen zugute, die nach Swat oder nach Kaschmir zogen, um dort aus den reinen Quellen der Lehre Budhas zu schöpfen.

Chilas – Felsbilder durch vier Jahrtausende

Eine wichtige Station auf diesem Wege lag in dem Abschnitt des Industals, in dem sich der Strom nach Westen wendet, bevor er die vom Nanga-Parbat-Massiv ausstrahlende Kette in südlicher Richtung durchbricht. Der alte Pfad, der hoch an den steilen Hängen dieser Durchbruchsschlucht zu sehen ist, war wohl der „Hängende Übergang“ des han-zeitlichen Berichts. Heute verläuft hier eine bequeme Straße. Flußaufwärts, wo das

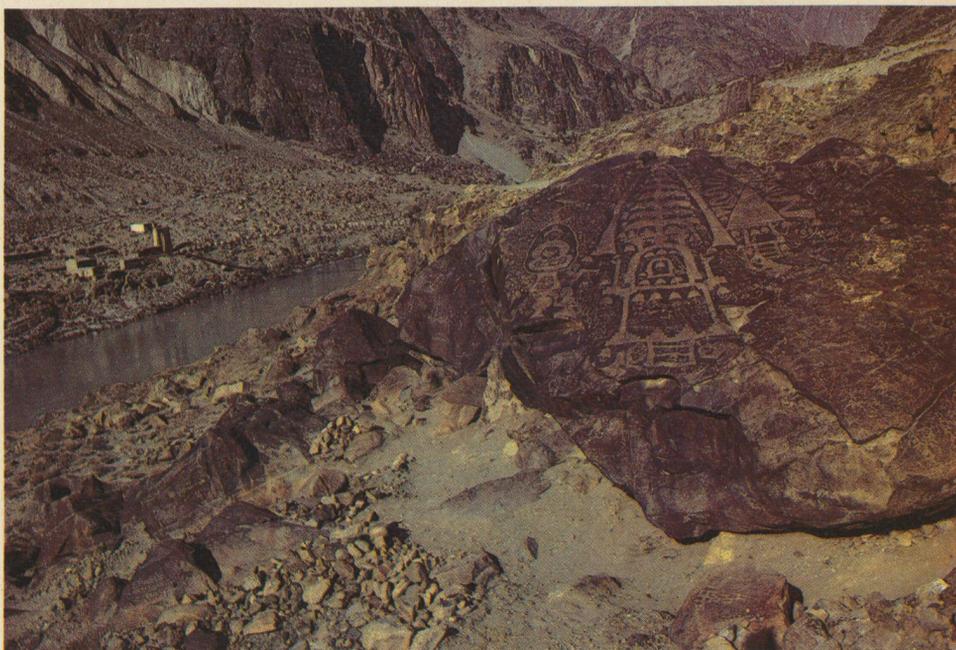
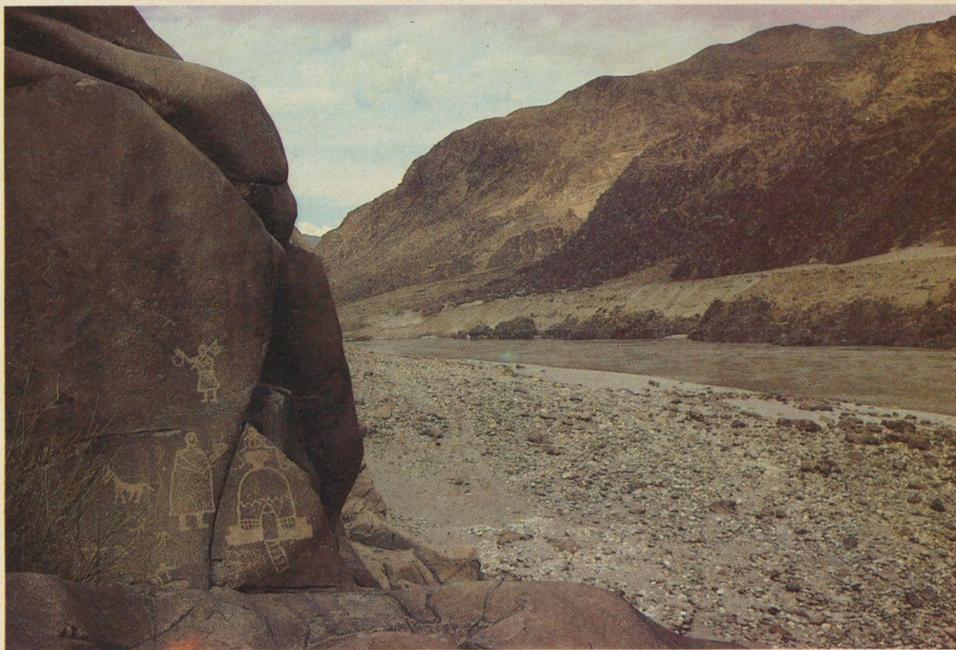
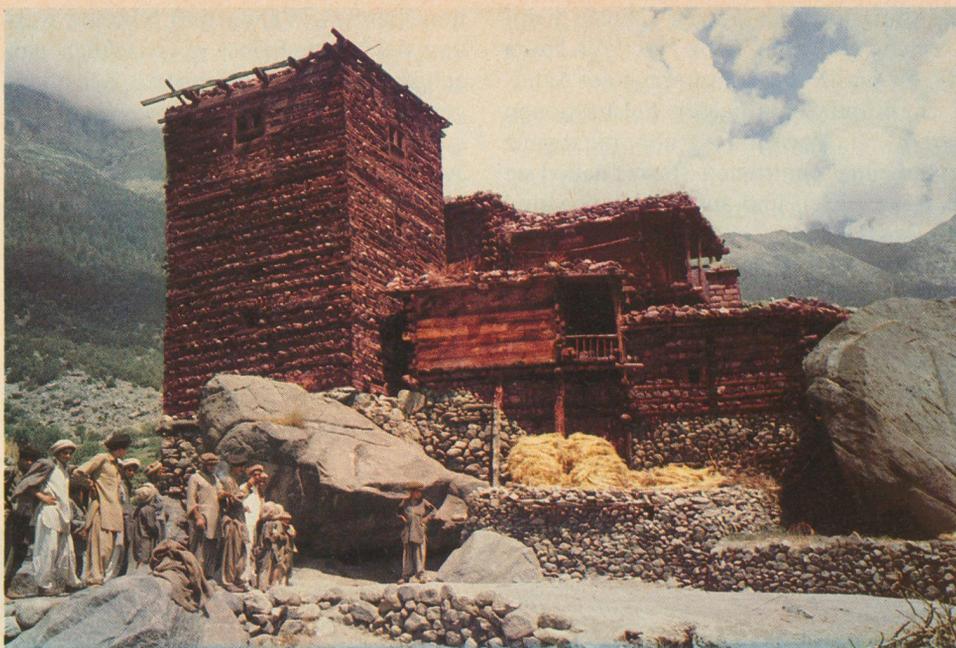


Bild 4: Für die Region typische Holzkonstruktionen wie der Wehrturm einer Dorfburg von Gor (oben) sind kaum mehr erhalten. Viele Felsbilder zeigen jedoch traditionelle Bauformen,

so der Stupa aus dem 1. Jahrhundert an der Station Chilas II (Mitte) oder der Stupa auf einem völlig mit Zeichnungen bedeckten Felsen an der Brücke von Shatial (unten).

Industal von Ost nach West zieht, herrscht glühende Hitze; es fällt kaum Regen. Nahe den Ufern ragen aus Sandflächen und Schutthalden Felsbastionen empor. Die Wasser des früher nicht ganz so tief eingeschnittenen Stroms haben sie glattgeschliffen und ausgehöhlt. Sie sind mit dunkler Patina überzogen, dem sogenannten Wüstenlack.

Menschen der Vorzeit, die ihre Jagdgründe, Weiden und später auch Felder in den fruchtbaren und dicht bewaldeten Seitentälern hatten, legten im Schutze solcher Felsen ihre Heiligtümer an. Die

umgebenden Wände und Nischen wurden dekoriert. Selbst oberflächlich eingehämmerte oder eingeritzte Zeichnungen sind bis heute sichtbar geblieben.

So entstand hier schon lange vor der Ausbreitung des Buddhismus eine Region der Felsbilder. Heute steht fest, daß die Hersteller spätestens seit dem 3. Jahrtausend vor Christus in verschiedenen Wellen aus Süd- und Zentralasien einwanderten. Die heutigen Bewohner sind ihre Nachkommen; allmählich hat sich eine indoarische Sprache durchgesetzt, das Shina.

Vielleicht haben sich bereits die ersten Sendboten des Buddhismus von den geheimnisvollen Bildern inmitten einer unwirtlichen Umgebung inspirieren lassen. Jedenfalls bestand die Felsbildkunst auch im Zeitalter des Buddhismus, das fast ein Jahrtausend währte, ungebrochen weiter. Die wichtigste Neuerung war die Ergänzung der figurativen Themen durch Inschriften; sie gestatten von da ab eine genaue Datierung und bessere Interpretation.

Dadurch erfahren wir, daß sich auch auswärtige Besucher, Durchreisende zu-

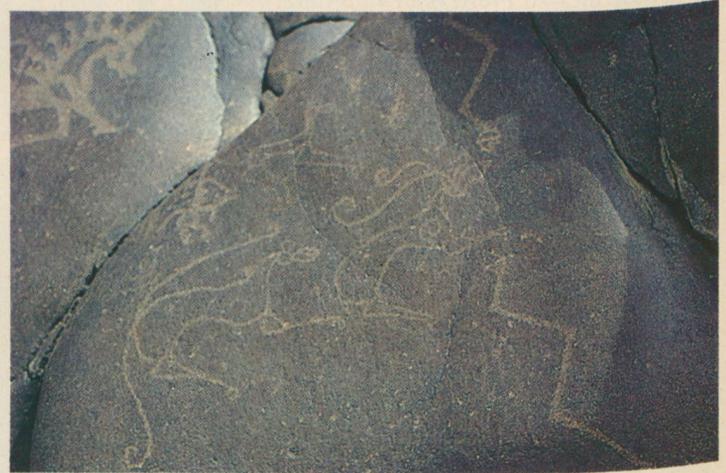


Bild 5: Tiere sind in großer Zahl und über lange Perioden in den Felsbildern am oberen Indus dargestellt worden. Noch aus prähistorischer Zeit stammt die vermutlich mit einem Steingerät geritzte Zeichnung eines Steinbocks (oben links), wahrscheinlich aus dem 5. vorchrist-

lichen Jahrhundert die Komposition am Altarfelsen von Thalpan, die einen Hirsch und ein zweischwänziges Raubtier im eleganten skytho-sibirischen Tierstil zeigt (oben rechts); nachbuddhistisch ist der Ibez von Chilas (unten), wahrscheinlich die Darstellung einer Gottheit.

mal, neben den Zeichnungen der Vergangenheit verewigt haben, besonders dort, wo sie die Überfahrt über den Indus wagen mußten. In dieser Landschaft fühlten sie sich von Dämonen umgeben – sie waren bereit, die guten Kräfte durch verdienstreiche und gnadenbringende Werke zu stärken.

Jene einheimischen Würdenträger, auf deren Hilfe die Reisenden angewiesen waren, nutzten die Bereitschaft. Sie beauftragten diejenigen, die schreibkundig waren und über künstlerische Fähigkeiten verfügten, mit dem Schmuck der Felsen im Umkreis der Heiligtümer. Gestattet wurde die Verwendung der den Fremden vertrauten Formensprache, gefordert die Nennung der Auftraggeber, die ja am religiösen Verdienst teilhatten. Manche Besucher mögen für immer geblieben sein und Schüler hinterlassen haben, die dann für Einheimische und Reisende arbeiteten.

Manchmal wurden die erlernten Fähigkeiten verwendet, um lokale Vorstellungen auszudrücken. Der Glaube an die Götter und Dämonen der Berge lebte in buddhistischer Umdeutung weiter. Dort wo sich die Dörfler – die Jäger, Hirten und Bauern – an der Ausschmückung beteiligten, brach immer wieder die Tendenz zur kühnen, oft geradezu grotesken Vereinfachung durch. Besonders in Heiligtümern, die am Ausgang kleiner Seitentäler liegen, beobachtet man diese eigenwilligen Äußerungen. Die Wege am Talgrund wurden hingegen von Pilgern dekoriert, skizzenhaft, aber unter Wahrung der ästhetischen Maximen.

Auf diese Weise entstand am Induslauf auf einer Strecke von etwa 60 Kilometern eine Art Freiluftausstellung, in der sich die Kunst Zentralasiens und seiner Nachbargebiete während der langen Periode buddhistischer Dominanz in ihren zeitlichen und lokalen Varianten bis heute präsentiert.

Durchreisende aus vielen Völkern; ihre Schriften, ihre Kunststile

Die ältesten buddhistischen Zeichnungen sind mit Inschriften verbunden, in denen die nordwestindische Kharoṣṭhī-Schrift Verwendung fand. Paläographische Details gestatten eine Datierung ins 1. Jahrhundert nach Christus. Dem entspricht die altertümliche Form der abgebildeten buddhistischen Heiligtümer.

Vereinzelt treten schon figurale Darstellungen Buddhas auf. Viele der benutzten Symbole kennt man von den „Stammesmünzen“ Nordwestindiens. Wir stoßen auf stilistische Überbleibsel der achämenidischen Kunst. Realistisch werden Tiere dargestellt, die es in den Bergen gar nicht gibt, so der Elefant.

Vor den Heiligtümern sehen wir Bewaffnete, meist Reiter. Gottheiten erscheinen in der Tracht der Zeit, mit Keule und weitem Mantel.

Eine Konzentration solcher Zeichnungen auf einem steilen, durch Höhlungen reich gegliederten Felsen unterhalb von Chilas könnte das Heiligtum sakischer Krieger gewesen sein. Die Saken waren ein iranisches Reitervolk, das damals in Nordindien zahlreiche Herrschaften errichtet hatte. In einer früheren Garnison, noch in den Ebenen, hatte man sie bekehrt; jetzt trugen sie den Buddhismus in

die Berge zurück, durch die sie gekommen waren.

Die bunte Vielfalt der Besucher, von der ich erzählte, tritt erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts voll in Erscheinung. Die Texte, in hybridem, von den Buddhisten verwendeten Sanskrit verfaßt, erscheinen nun in Brāhmī-Schrift. Sicher ist das Auftreten von Künstlern aus Zentralindien, wo das mächtige Gupta-Reich blühte. Meist haben sie Themen behandelt, die den Bewohnern des Nordwestens besonders am Herzen lagen: so die Legende, der Erleuchtete habe in einer



Bild 6: Am Altarfelsen von Thalpan findet sich auch ein Krieger mit Faltenrock und breitem Gürtel, dem Stil nach unter vorderasiatischem – vielleicht kaukasischem – Einfluß

und vermutlich während der Achämenidenzeit entstanden. Die Figur ist etwa 80 Zentimeter hoch; in den Händen hält sie ein großes Messer und eine Ziege. Es könnte eine Opferszene sein.



Bild 7: Buddhistische Motive beherrschten fast ein Jahrtausend lang die Felsbildkunst des Industals bei Chilas. Dem Duktus der Inschriften nach begann diese Periode im 1. Jahrhundert. Vor allem wohl Reisende haben sich so vor der gefährlichen Überfahrt fromm verewigt, um die guten

Kräfte zu stärken. Dieses Felsbild bei Thalpan Bridge, das grob auf das 6. Jahrhundert zu datieren ist, zeigt die erste Predigt Buddhas im Gazellenhain bei Benares; neben ihm sind seine frühesten Schüler dargestellt. Darunter befindet sich die mit dem Rad der Lehre gekrönte Säule.

früheren Existenz sein eigenes Fleisch oder Blut einem Tiger oder Falken angeboten, um die Beute zu retten – aus Mitleid mit dem vom Hunger geplagten Räuber. Man findet Motive, die niemand als Felsbild erwarten würde, etwa die Versuchung Buddhas durch die Töchter des Mara.

Noch verblüffender ist die Darstellung eines Asketen, der ganz offensichtlich den Tieren predigt. Nein, kein anderer heiliger Franziskus – gemeint ist eine buddhistische Legende: Die Tiere wollen erfahren, was das schlimmste Übel sei. Einen Körper zu haben, ist die Antwort des Erleuchteten.

Wie viele Eigentümlichkeiten näherer Kulturzentren (Swat, Kaschmir) in diese Schöpfungen eingegangen sind, muß man noch klären.

Deutlich ist der Einfluß Ostturkestans. Der dort häufige „Nischenstupa“, eine Stufenpyramide, deren Etagen durch bo-

genförmig begrenzte Nischen gegliedert sind, ist gegenüber von Chilas auf mehreren Felsen abgebildet.

Daneben findet man Zeichnungen, die für eine Herkunft der Schöpfer aus dem Fernen Osten sprechen, etwa Bilder buddhistischer Heiligtümer in Pagodenform, offenbar Holzbauten, reich mit Glöckchen behängt. Unweit davon haben chinesische Reisende ihre Namen in die Felsen gehämmert.

Nur selten stößt man auf gekonnte Zeichnungen ohne jeden inneren Bezug zum Buddhismus. Ein Felsbild zeigt laufende Krieger im Lententuch und mit erhobenem Schwert im Stil zentralindischer Felsmalereien.

Viele Inschriften sind von Sogdiern in der ihnen eigenen Sprache und Schrift hergestellt worden. Oft nennen sie nur Namen und Vatersnamen. Manche, die hier ihre Anwesenheit bekundeten, waren am Handel mit Ostasien beteiligt.

Es gab aber offenkundig noch eine weitere, wichtige Route durch das Hochgebirge. Sie verband das sogdische Kerngebiet mit dem Nordwesten des Subkontinents. Mindestens ein Teil der Sogdier glaubte noch an die alten iranischen Gottheiten. Die Namen weisen sie als deren Diener aus, mehrfach sind Feueraltäre abgebildet. Eine Anzahl zunächst rätselhafter Symbole verrät Herkunft und Sippenzugehörigkeit der Durchreisenden – ähnliche Zeichen treten auch auf den Münzen der sogdischen Städte auf.

Der direkte Weg durch die Berge gewann gegen Ende des 7. Jahrhunderts kurzfristig an Bedeutung. So erklärt sich, daß die Wandmalereien in den sogdischen Palästen mit den Bildern indischer Gottheiten geschmückt sind, obwohl die bequemere Route über die Pässe des westlichen Hindukusch schon von Arabern bedroht oder gar gesperrt war. Vom

Islam bedrängt, suchte man Anschluß an die religiöse Welt des Subkontinents.

Ungefähr der gleichen Spätzeit gehören sehr fein ausgeführte, komplizierte Stupadarstellungen an, die an die Gemälde in den Höhlen neben den Riesensiddhas von Bamian erinnern. Man verwendete jetzt eine spätere Variante indischer Schrift, die Proto-Śaradā.

Damit enden die qualitativ hochwertigen, zum Teil von fremden Künstlern hergestellten Felsbilder noch vor der Zeit, aus der die besten Malereien an den Seidenstraßen erhalten sind. Man kann sich vorstellen, daß die Eroberung Sogdiens durch die Araber im 8. Jahrhundert, die Expansion des tibetischen Großreichs bis in den westlichen Himalayaraum und der Rückzug der Chinesen aus Ostturkestan den Handelsverkehr entscheidend reduzierten. Die alte Offenheit und Kommunikationsbereitschaft in einer vom Buddhismus bestimmten, relativ friedlichen Staatenwelt ging verloren.

Vielleicht erklärt gerade das das Auftreten hebräischer Inschriften am oberen Indus. Es handelt sich auch hier um Namen und Vatersnamen in einem Duktus, den man aus dem gleichen Raum kennt, in dem die Sogdier zu Hause waren. Eine Notiz bei dem muslimischen Polyhistor Biruni, der im 11. Jahrhundert schrieb, besagt, daß man in Kaschmir keinerlei Fremde ins Land ließ. Offenbar verdächtigte man alle fremden Kaufleute als Spione des vordringenden Islams. Es heißt dort aber ausdrücklich weiter, Hebräer habe man früher ausgenommen. Sie galten infolge ihrer religiösen Sonderstellung als neutral und wußten diese Chance zu nutzen, indem sie die Handelsrouten der Sogdier betreuten. Dazu paßt auch die Datierung dieser Inschriften ins 9. Jahrhundert.

Aus der Spätzeit mögen auch Denkmäler stammen, in denen sich der Übergang zu einer anderen Religion abzeichnet. Es handelt sich aber noch nicht um den Islam, eher um eine Neubildung aus eigenem Erbe, ähnlich dem reformierten Bon-tum in Tibet.

Sicher gab es noch andere Formen künstlerischer Betätigung, etwa Bauwerke (von denen man nur geringe Reste gefunden hat), Malereien in Felsnischen und gewaltige Bildwerke aus Holz. Von einer fast 100 Fuß hohen Maitreya-Statue erzählt schon eine Quelle des 5. Jahrhunderts. 600 Jahre später hat Biruni noch von diesem Idol gehört. Solche Monumente sind entweder von Flutwellen weggerissen worden, die am Indus nachweisbar ganze Dörfer zerstört haben, oder aber dem religiösen Eifer nach der Islamisierung zum Opfer gefallen (Petroglyphen allerdings haben die Moslems aus abergläubischer Furcht ver-

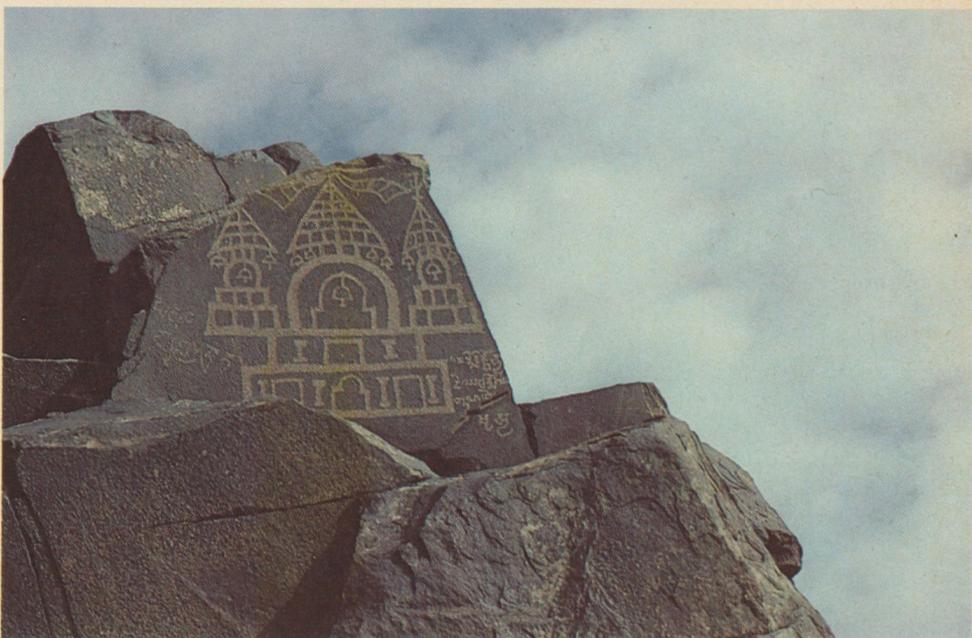
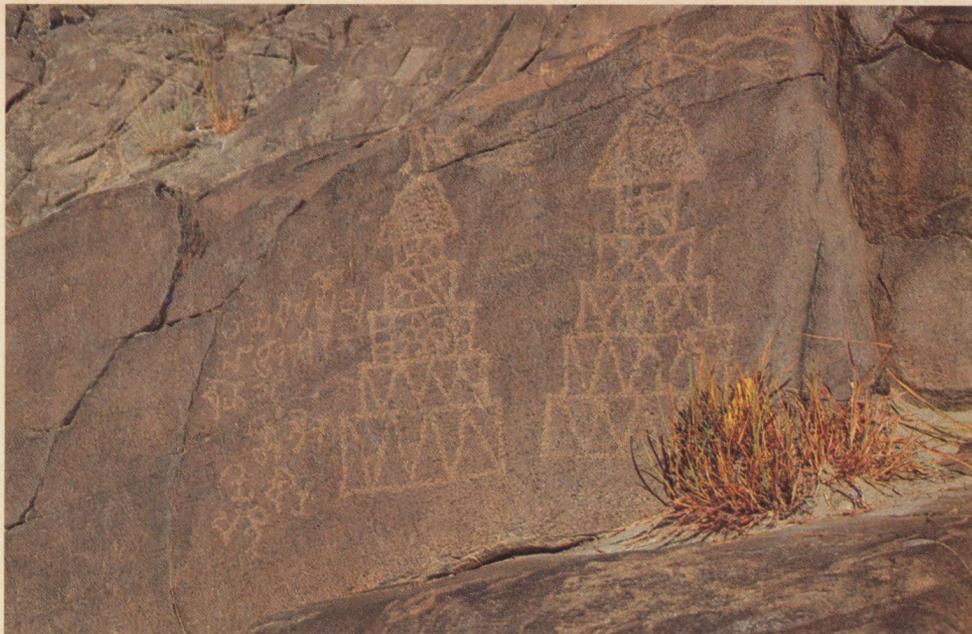


Bild 8: An der Mündung des Hodar-Tales sind Stupas einheimischer Bauweise dargestellt (oben); vielleicht soll in der Zeichnung Schnitzarbeit oder Bemalung wiedergegeben werden.

Stark schematisiert sind die Stupas zentralasiatischer Form auf einer Felspitze oberhalb von Thalpan (unten). Den Inschriften nach stammt dieses Ritzbild aus dem frühen 7. Jahrhundert.

schont – eine Tradition, die heute leider gebrochen ist).

Die Domäne des Felsbilds beschränkte sich auf den kurzen Abschnitt des Industals unterhalb von Chilas. In den nördlich angrenzenden Regionen bevorzugte man andere Formen der Devotion. Neben den bereits erwähnten Kultbauten schuf man Felsreliefs oder legte Bibliotheken an, von denen eine bei Gilgit gefunden worden ist. Inschriften gab es nur an den Raststationen der Pilger und Reisenden sowie zur Verkündung königlicher Edikte.

Daher wird die Felsbildprovinz am Indus unterhalb von Chilas wohl einzigartig bleiben mit mehr als zehntausend Zeichnungen und rund tausend Inschriften in acht größeren Systemen.

Die Entdeckungsgeschichte

Fast ebenso abenteuerlich und verblüffend wie die Felsbilder selbst mutet ihre Entdeckungsgeschichte an. Die Engländer hatten den Raum zu beiden Seiten der Indusschlucht nie erobert, um keine Straßen bauen zu müssen, die einen Vorstoß der Russen begünstigt hätten. Nur um ihnen sozusagen die Tür zu den Reichtümern Indiens vor der Nase zuzuschlagen, hatte man die Grenzen des britischen Imperiums auf die Hauptketten von Hindukusch und Karakorum vorgeschoben – ein kostspieliges Kolonialunternehmen.

So blieb ein großer Teil der Inschriften völlig unerreichbar. Der Rest wurde vernachlässigt, nicht zuletzt infolge doppel-



Bild 9: Nachdem die Araber im 8. Jahrhundert Sogdien erobert hatten, das tibetische Großreich in den westlichen Himalaya vorgedrungen war und die Chinesen Ostturkestan aufgegeben hatten, ging der Handelsverkehr durch diese Region stark zurück. Damit änderten sich wieder Stil

und Thematik der Felskunst. Für die nachbuddhistische Zeit bezeichnend ist das Wiederaufleben alter Traditionen. Oberhalb von Chilas I findet sich diese Jagdszene: Reiter und Bogenschützen verfolgen mit Hunden eine Markhor-Herde. Die Komposition ist etwa anderthalb Meter breit.

ter Kompetenz: Gilgit und Chilas gehörten offiziell zu dem Vasallenstaat Jammu und Kaschmir, sie wurden aber von den Engländern verwaltet, zuletzt sogar offiziell als Pachtgebiet. Weder der archäologische Dienst der Kolonialherren noch der Kaschmirs war voll zuständig.

Sir Aurel Stein, der größte archäologische Entdecker seiner Zeit, durchreiste zwar das Land, aber in Eile – er war auf dem Weg zu den Ruinenstätten Ostturkestans, um dort die Bergung von Manuskripten und Kunstschätzen voranzutreiben. Als er dann während des Zwei-

ten Weltkriegs von einzelnen Entdeckungen in den Nordgebieten hörte und selbst bei Chilas auf buddhistische Felszeichnungen und Inschriften stieß, konnte er diesen Hinweisen nicht mehr folgen: Zwei Jahre später starb er im 83. Lebensjahr.

Bald danach zerbrach das britische Imperium. Der neu gegründete Staat Pakistan, der mit Ausnahme Ladakhs die extremen Berggebiete in schweren Kämpfen behaupten konnte, hatte zunächst andere Sorgen als Forschungen in peripheren Regionen. Es fehlte zudem

an Personal; fast alle Fachleute im Archaeological Survey waren Engländer – oder Hindu – gewesen. So überließ man zunächst dieses interessante Feld ausländischen Expeditionen.

Die Italiener begannen vor 30 Jahren mit ausgedehnten Grabungen in Swat, einem der reichsten Zentren buddhistischer Kultur – noch ist kein Ende abzusehen. Die Deutschen widmeten sich linguistischen und ethnologischen Aufgaben. Es kann hier nicht von den Leistungen der Indologen Hermann Berger und Georg Buddruss erzählt werden, auch

nicht von den Plänen, Erfolgen und dem tragischen Tod des Mainzer Völkerkundlers Adolf Friedrich. An seiner Expedition (1955/56) war ich beteiligt. Sie wurde zum Anstoß für weitere Unternehmen. Damals war es vordringlich, Überlieferungen der Vergangenheit und archaische Institutionen aufzuzeichnen, bevor sie dem Eifer sich fortschrittlich dünkender Beamter zum Opfer fielen. Die Aufgabe, Felsbilder zu dokumentieren, erschien nicht aktuell – waren sie doch ewige Zeugnisse inmitten einer rasch sich wandelnden Welt, ein Thema für Orientalisten.

Erst der Versuch, das überreiche Material zu ordnen und zu analysieren (daraus wurde ein Buch von 500 Seiten) belehrte mich eines Besseren. Der Volksglaube der Bergbewohner läßt sich nicht mit dem summarischen Hinweis abtun, die Vorfahren seien eben Buddhisten, allenfalls auch leicht pervertierte Hinduisten gewesen, die statt des Rindes ihre einheimischen Ziegen verehrten. Einerseits findet man Vorstellungen von der göttlichen Abkunft und Segenskraft der Könige, andererseits Mythen und Rituale, die man eher bei sibirischen Jägern erwartet hätte. Bei den Jägern und Hirten Nordeurasiens gibt es auch die Techniken der Ekstase, die für den in den Bergen Nordpakistans weitverbreiteten Schamanismus charakteristisch sind.

Hätte man diese ethnologischen Beobachtungen zu einem Geschichtsbild verdichtet, dann wäre ein eklatanter Widerspruch zu dem aufgetreten, was man den schriftlichen Quellen entnehmen kann. Wie läßt sich erklären, daß an soviel Geschichte vorbei, trotz vielfältiger Einflüsse von außen, ein archaisches Weltbild von großartiger Konsequenz weiterbestehen oder sich schließlich erneut durchsetzen konnte?

Die Auseinandersetzung mit diesem Dilemma erforderte eine Durchsicht zum Teil längst übersetzter chinesischer Annalen und Pilgerberichte, führte zum Studium der tibetischen Chroniken aus Tunhuang, der Werke islamischer Geographen und Historiker, zu den Sanskritquellen. Als besonders aufschlußreich erwies sich eine buddhistische Bibliothek, die man aus einem hohlen Stupa bei Gilgit geborgen hatte. In den Texten sind nämlich die Namen der Kopisten und ihrer Auftraggeber genannt: Es waren dies die Könige von Bolor, ihre Frauen und hohen Würdenträger.

Vor allem aber stellte sich heraus, daß die bisher interpretierten und publizierten Inschriften nur einen Bruchteil dessen darstellten, was ich selbst mit eigenen Augen gesehen hatte. Berichte aus den Anfängen der englischen Herrschaft deuteten auf eine noch weit größere Zahl unerschlossener Denkmäler.

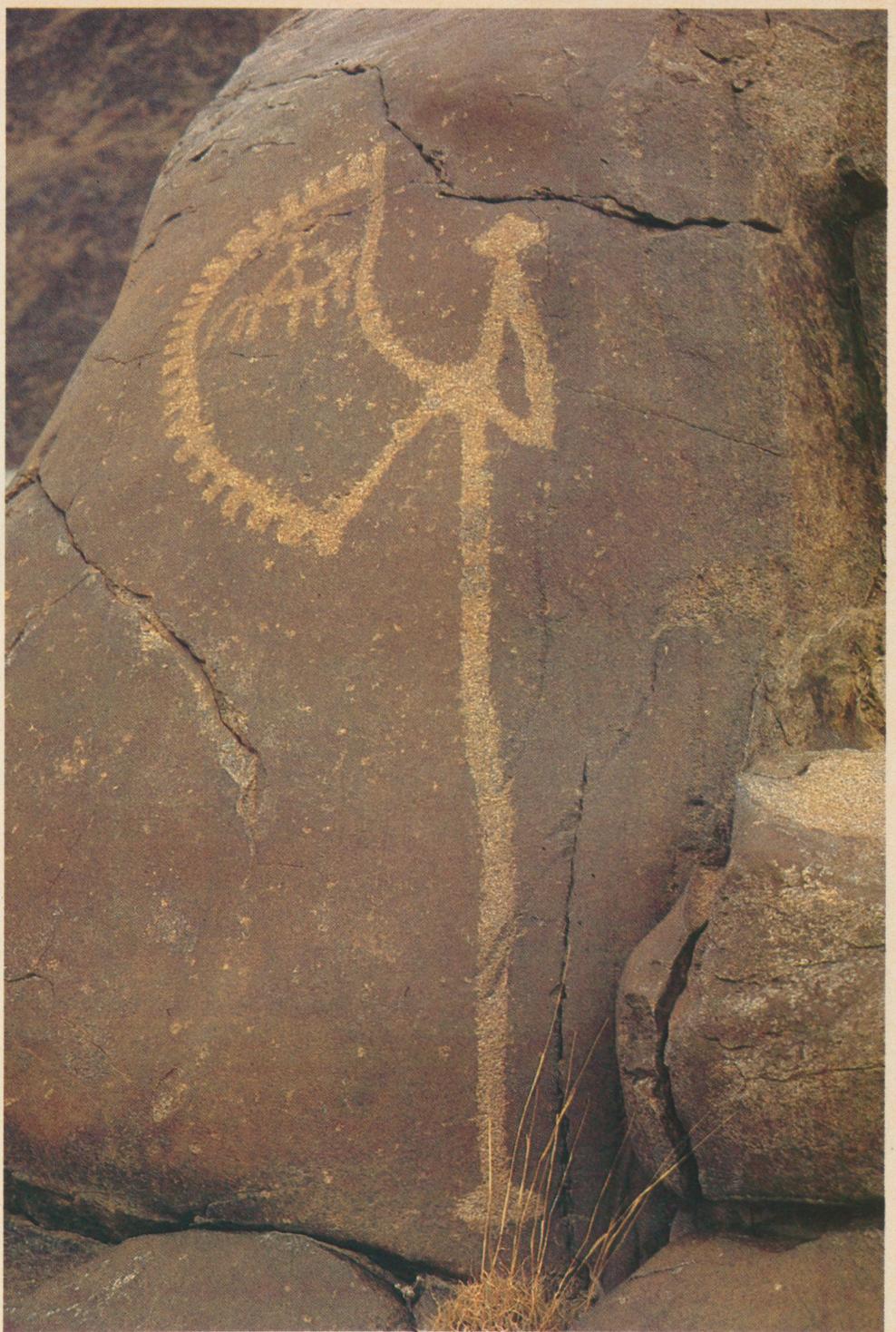


Bild 10: Nahe Chilas II wurde um das 10. Jahrhundert diese mit einer Reiterfigur dekorierte Axt in den Wüstenlack (eine für Trockengebiete typische Fels-Patina aus Eisenhydroxid oder

Manganoxid) gezeichnet. Äxte ähnlicher Form mit hochgezogener Schafftülle und nach oben geschwungener Klinge wurden dort bis in neueste Zeit als Tanz- und Ritualgeräte verwendet.

Kaum war diese Einsicht herangereift und hatte sich zum Entschluß verdichtet, das bisher versäumte, systematische Aufspüren von Petroglyphen selbst nachzuholen, da wurden die in Frage kommenden Gebiete in diesem Fünf-Länder-Eck für Ausländer gesperrt. Sie lagen alle an der geplanten Trasse einer Rollbahn, die die Ebenen Pakistans mit der chinesischen Grenze auf einem rund 5000 Meter hohen Paß verbindet. Ihre endgültige Gestalt erhielt sie zwischen 1974 und 1978 unter Beteiligung chinesischer Baubataillone.

Eine systematische Untersuchung konnte erst 1979 beginnen, nach der feierlichen Eröffnung des „Karakorum Highway“ mit der gleichzeitigen Freigabe für den Fremdenverkehr. Es handelt sich wirklich um ein Jahrhundertwerk: 23 Millionen Kubikmeter Fels und Erde wurden bewegt, 9000 Tonnen Sprengstoff und 80 000 Tonnen Zement kamen zum Einsatz.

Mir ist die urtümliche Begeisterung meiner pakistanischen Freunde für gewaltige Sprengungen bekannt. Ich muß gestehen, daß ich zwischen 1974 und

1979 in der Sorge lebte, man werde bei dieser Gelegenheit auch zahlreiche Felsbilder in die Luft jagen oder zuzementieren – jedenfalls überwog der Gewinn für die Wissenschaft. Bisher unbetretbare Stammesgebiete wurden im Interesse des Straßenbaus „polizeilich erschlossen“, Brücken wurden über den Indus gebaut, um Seitentäler am anderen Ufer zugänglich zu machen. Eine bisher ungeahnte Bewegungsfreiheit wurde so geschaffen.

Sie wurde intensiv genutzt. Zusammen mit dem pakistanischen Archäologen und Epigraphiker Prof. Dr. Ahmad Hassan Dani, dem Counterpart aller späteren Expeditionen, entdeckte ich im Sommer 1979 zunächst die Station Hunza-Haldeikish im tiefsten Karakorum. Die Nachricht verbreitete sich in den ganzen Nordgebieten, sie ging auch in die Presse ein. Nach der Rückkehr Danis nach Islamabad konnte dann der Anschluß an die Arbeiten Sir Aurel Steins bei Chilas hergestellt werden. Der Mann, der ihn einst geführt hatte, stand noch im Dienst der Verwaltung. Er war mit Vergnügen bereit, die Felsbilder zu zeigen – soweit sie nicht beim Straßenbau gesprengt worden waren.

Da nun das Interesse der Einheimischen geweckt war, bemühten sie sich fast im Wettbewerb, ihr Wissen von weiteren Felsbildern zu beweisen. So wurde eine Station nach der anderen bekannt. Bald lernte ich selbst, die lohnenden Stellen zu erkennen. Sie konzentrieren sich auf Felsbarrieren am Ausgang von Seitentälern und auf die alten Fährstellen am Indus. Die Suche glich allmählich einer Jagd und wurde von den Begleitern auch so verstanden. Einer meinte resigniert: „In meiner Jugend habe ich immer nach Steinböcken Ausschau gehalten, jetzt sehe ich überall Felsbilder.“

Ein Rätsel allerdings blieb ungelöst: Wie konnte man jahrelang an einer Straße der Völkerverbindung bauen ohne zu bemerken, daß diese Völkerverbindung schon vor mindestens 1500 Jahren durch Inschriften und Zeichnungen bezeugt worden war? Die Chinesen hatten offenbar die Zeichen ihrer fernen Vorfahren erkannt; in der Nähe verewigten sie sich selbst – mit eigenem Namen und der Jahreszahl 1975, um jede Verwechslung auszuschließen. Warum hat man nicht statt dessen den archäologischen Dienst verständigt?

Am Weg vieler Völker . . .

Zunächst schien es, als habe die Suche nach Inschriften und Felsbildern vielen Nachbardisziplinen überreiches Material beschert, nur ausgerechnet die ethnologische Problematik, die den Anstoß gab, bleibe als ungelöster Rest. Im Gegenteil,

je mehr man über die Verkehrsgeschichte Zentralasiens, über die bestimmende Rolle des Buddhismus erfährt, um so schwieriger wird es dem Ethnologen, das rezente Bild zu erklären.

Glücklicherweise ist es dabei nicht geblieben. Da wir inzwischen vor-buddhistische Felszeichnungen in großer Fülle kennen, in mehreren Stilen verschiedener Herkunft und Zeitstellung, können wir mit gutem Gewissen annehmen, Jagdrituale, Mythen und Schamanismus seien entweder autochthon oder aber ein Erbe der noch heidnischen Einwanderer. Mindestens zwei frühe Migrationen stammen aus dem nördlichen Asien, das heißt aus dem Raum, wo man ähnliche Erscheinungen beschrieben hat.

Am Indus wurden Felsbilder mit sehr starker Sekundärpatina – also zweifellos hohem Alter – entdeckt, die den Menschen nicht wie üblich als handelndes Wesen darstellen, als Jäger oder Krieger, betend oder tanzend, sondern in fast kubistischer Monumentalität. Das Gesicht wird zur Maske; es ist durch Streifen oder Diagonalen gegliedert, ein Strahlenkranz umgibt das Haupt. Solche Figuren sind immer größer als die umgebenden Tierdarstellungen, sie sind als Riesen gemeint, oft mit plumpen Gliedmaßen. Ähnliche Bilder gibt es am Jenissei und in der Mongolei, aber nur in *einem* Horizont, der frühen Metallzeit. Damals haben tatsächlich Wanderungen aus dem Norden und Nordosten über die Pässe im westlichen Himalaya stattgefunden, dafür haben Grabungen in Swat Beweise geliefert. Später sind auf ähnlichen Wegen iranische Reitervölker nach Süden gezogen. Spuren ihrer Kunst, des eleganten eurasiatischen Tierstils, sind am Indus und in einem seiner Seitentäler, in Kandia, belegt.

. . . hat die Stammeskultur überlebt

Damit bleibt die allerdings entscheidende Frage offen, wieso das Erbe der Frühzeit die von fürstlicher Frömmigkeit begünstigte Blüte des Buddhismus überdauern konnte: Infolge mangelnder Integration in einem extrem unterkamerten Gebirgsraum – so lautet die wahrscheinlichste Antwort.

Tatsächlich ist die sprachliche Integration bis heute nicht abgeschlossen. Zwar dominiert heute westlich vom tibetischen Sprachraum das nordarische, dem Sanskrit nahestehende Shina. Es grenzt im Südwesten an weitere sogenannte „Dardsprachen“ ähnlicher Herkunft. Aber es gibt in zwei schwer zugänglichen Tälern ein rätselhaftes, zu keiner bekannten Sprachfamilie gehörendes Idiom, das Burushaski. Ein anderes, ebenso fremdartiges Substrat versteckt

sich im Khowar, der Sprache von Chitral. Gut lesbare, aber völlig unverständliche Felsinschriften weit außerhalb des Rückzugsgebietes gehören in diesen Zusammenhang. Man wird sie den Nachkommen der frühen, noch vorarischen Einwanderer zuschreiben.

Ebenso heterogen war die politische Situation. Abgesehen davon, daß es mehrere Staaten gab, die Talbereiche mit beträchtlichem Eigenleben kontrollierten – daneben gab es auch noch freie Stämme. Die fortschreitende Lesung der Inschriften verrät uns ihre Namen. Zu ihnen gehören die Khassa, die später nach Westtibet und Nepal gelangten und Dynastien gründeten.

Als „Stämme“ organisierten sich meist marginale Bevölkerungsgruppen, deren Wirtschaft auf Viehzucht und Jagd basierte. So muß es auch hier gewesen sein. Es ist so gut wie sicher, daß damit auch eine religiöse Sonderstellung verbunden war. Eine Bewahrung des Brauchtums begünstigte nicht nur die Anpassung an die Umwelt, sie diente auch zur Abgrenzung von den Untertanen des Staatswesens. Damit erklärt sich das bereits mehrfach hervorgehobene Weiterleben älterer Felsbildtraditionen mit Themen, die jedem überzeugten Buddhisten ein Greuel sein müssen.

Wir haben davon gehört, daß das zentrale Königtum des Bolorreiches vom Einbruch der Tibeter schwer mitgenommen wurde. Es hat diese Prüfung durch Heiratsallianz mit der Dynastie der Eröberer überstanden; es konnte sogar Ideen übernehmen, die den sakralen Charakter des Königs stärkten. Für die Rückkehr zu eigener Politik wurde es aber nötig, sich stärker auf die ungebrochene Kraft der Stämme zu stützen.

Shina ist als Sprache heute über einen riesigen Raum verbreitet, der bis nach Ladakh reicht. Seine ursprünglichen Träger, die Shin, werden oft auch als Kaste bezeichnet. Sie waren aber vermutlich ein Militärverband, aus einem Hirtenstamm rekrutiert, der sich auf Ziegenzucht spezialisiert hatte. Die Shin schoben sich nach Norden und Osten vor, stiegen in hohe zivile und militärische Ränge auf, wie man den einheimischen Geschichtstraditionen Gilgits entnehmen kann.

So nimmt es nicht wunder, daß religiöse Vorstellungen, die eigentlich Hirten und Jägern auf den Leib geschrieben sind, Allgemeingut wurden und bis zum heutigen Tag nachwirken, auch nach der sehr allmählichen und unsystematischen Bekehrung zum Islam.

Historische Studien geben also doch eine Antwort auf die Fragen des Ethnologen. Sie muß als vorläufig gelten, solange man sich nicht zu soliden archäologischen Ausgrabungen entschließt.